

Zum Diskurs zwischen Wirtschaftsgeographie und neuer Kulturgeographie

Von Hans Gebhardt, Geographisches Institut der Universität Heidelberg

Kolloquium anlässlich der Verabschiedung von Herrn Prof. Dr. Hans-Dieter Haas am
17. Oktober 2008

Zur Zeit als Hans-Dieter Haas seine Dissertation über die Industrie im nordöstlichen Baden-Württemberg verfasste, also Ende der 1960er Jahre, wird ihm ein Blick in das konzeptionelle Schrifttum der Wirtschaftsgeographie wenig Hilfe und Anregung geboten haben. In einer noch weitgehend der Agrargeographie verhafteten Wirtschaftsgeographie war seine industriegeographische Studie zweifellos innovativ und stellte überdies eine Rarität dar, sie war natürlich gleichzeitig dem damaligen wissenschaftlichen Zeitgeist verhaftet, mit breiter deskriptiver Darstellung der Industriestruktur und Wirtschaftsgeschichte und besonders der „geographischen Auswirkungen der Industrieansiedlung“, kaum jedoch mit Standortanalysen oder Untersuchungen industrieräumlicher Verflechtungen.

Eike Schamp hat in seinem letztes Jahr publizierten, sehr anregenden Beitrag über Denkstile in der Wirtschaftsgeographie zu Recht festgestellt, dass seinerzeit die Wirtschaftsgeographie noch von der Natur als wesentlichem Faktor ausging, welcher das ökonomische Handeln bestimmt, dass der Wirtschaftsraum als „geosphärisches Wirkungsgefüge“ im Mittelpunkt des Interesses stand und im Rahmen des länderkundlichen Ansatzes vor allem Singularitäten hervorgehoben wurden. Wirtschaftsgeographen stammten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, aus der geographischen Community, sie trugen die herrschende Ideologie der Geographie als Integrationsfach von Natur- und Geisteswissenschaften in sich und forschten entsprechend neben wirtschaftsgeographischen Themen auch über vieles andere, selbst physisch-geographische Probleme. Einer unser beider Altmeister in Tübingen, Herbert Wilhelmy, veröffentlichte im selben Jahr Beiträge über die Erdölwirtschaft in Venezuela und die Klimageomorphologie der Massengesteine. Ähnlich wie die frühe Sozialgeographie fast ohne Soziologie auskam (vgl. Heinritz, 1999), wurde Wirtschaftsgeographie weithin ohne Blick auf die Wirtschaftswissenschaften betrieben. Der seinerzeit verbreitete Exzeptionalismus in der Geographie (Schaefer, 1953) führte vielmehr zu einer Reihe von Versuchen, sich dezidiert von den wirtschaftswissenschaftlichen Nachbarwissenschaften abzugrenzen und sich in einer Art Nischenforschung jenseits gängiger wirtschaftswissenschaftlicher Fragestellungen einzurichten. Selbst die damals, in den 1960er Jahren tonangebenden Wirtschaftsgeographen waren nicht immer von dem Bestreben frei, ausführlich zu definieren, was alles nicht Aufgabe der Wirtschaftsgeographie sei.

„Die Industriegeographie hat auf keinen Fall die Aufgabe, dem Problem des günstigsten Standorts nachzujagen, als ob sie verantwortlich wäre für die Gewinnspanne des Unternehmers“ (Otremba, 1953, S. 207) schrieb in fast klassenkämpferisch anmutender Manier seinerzeit Erich Otremba, *„es kann nicht Sinn und Zweck der Industriegeographie sein, günstige Standorte für Industriebetriebe zu finden oder noch eine Theorie des Standorts zu entwickeln“* (Grotz, 1971, S. 1) in etwas neutralerer Form der junge Reinhold Grotz.

In diese exzeptionalistische Sackgasse hatte sich im übrigen die gesamte Anthropogeographie in der Nachkriegszeit manövriert; sie wurde damit, in der Außenwahrnehmung, zunehmend zu einer „Hottentotten- und Lappenwissenschaft“, welche sich bevorzugt vormoderner räumlicher und gesellschaftlicher Reliktformen annahm, zu den aktuellen Problemen moderner und postmoderner Gesellschaften aber wenig zu sagen hatte.

Vor dem Hintergrund einer solchen Wirtschaftsgeographie empfand ich zum Zeitpunkt, als ich meine industriegeographische Staatsexamensarbeit anzufertigen hatte, die 1974 in der Zeitschrift „Die Erde“ vorgestellten konzeptionellen Überlegungen von Ludwig Schätzl „Zur Konzeption der Wirtschaftsgeographie“ geradezu als befreiend. Endlich definierte einmal einer klar und prägnant, was denn nun Aufgaben der Wirtschaftsgeographie seien, und dies auch mit kompetentem Blick auf die Wirtschaftswissenschaften insgesamt: nämlich Theorie, Empirie und Politik raumwirtschaftlicher Zusammenhänge. Schätzls Konzept der Wirtschaftsgeographie passte damit auch nahtlos in die seit dem Sammelband von Dietrich Bartels und dem Kieler Geographentag 1969 postulierte raumwissenschaftliche, dem analytisch-scientistischen Paradigma folgende Spatial Analysis. Raumwissenschaftliche Partial- und Gesamtheorien, wie sie Schätzl dann im ersten Band seiner Wirtschaftsgeographie skizzierte, wurden selbstverständlicher Bestandteil der Wirtschaftsgeographie.

Zeitlich fiel diese Entwicklung eines neuen Denkstils in der deutschen Wirtschaftsgeographie mit dem massiven Ausbau der Hochschulen, auch der Geographie, zu Beginn der 1970er Jahre zusammen, d.h. es ergab sich, wie Schamp feststellt, für eine junge Generation von Wirtschaftsgeographen ein „window of opportunity“, in dem häufig Volkswirte mit geographischer Zusatzausbildung auf Professuren der Wirtschaftsgeographie berufen wurden.

Neben Ludwig Schätzl sind Wolf Gaebel oder Eike Schamp hierfür typische Beispiele. Diese neue „scientific community“ war für die konzeptionelle Reorientierung der Wirtschaftsgeographie im Rahmen der Spatial Analysis außerordentlich wichtig, sie war auch in ihren empirischen Arbeiten sehr erfolgreich und prägt bis heute in erheblichen Teilen die deutsche Wirtschaftsgeographie. Wirtschaftsgeographen dieses Typs richteten ihren Blick auf die Entwicklungen der Wirtschaftswissenschaften und sind dort in der Regel auch problemlos satisfaktionsfähig, häufig aber an anderen Bereichen der Humangeographie wenig interessiert, was der Wirtschaftsgeographie fürderhin eine gewissen Sonderrolle innerhalb der Humangeographie bescherte, auch wenn man nicht unbedingt von einem „Autismus“ gegenüber anderen humangeographischen Fragestellungen zu sprechen braucht. Im Alltag der Geographischen Institute stellten solche Wirtschaftsgeographen eine Reihe von innergeographischen Ritualen in Frage, angefangen von der Ideologie der Exkursionen als zentrale geographische Lehrveranstaltungen bis hin zur Ideologie der Auslandsforschung, welche erst den wirklichen, gestandenen Geographen macht. Insbesondere konnten und können sie der Einheitsideologie einer Gesamtgeographie in der Regel wenig abgewinnen.

Denkstile in der deutschen Wirtschaftsgeographie hängen damit wohl auch mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Sozialisationsstilen, mit verschiedenen Berufsbiographien zusammen. Denn neben den „volkswirtschaftlichen“ Wirtschaftsgeographen gab und gibt es Kollegen, deren wissenschaftliche Sozialisation nicht über ein Studium der Volks- oder Betriebswirtschaft lief, die sich sozusagen eher autodidaktisch zu Wirtschaftsgeographen mauserten. Neben Reinhold Grotz (von Haus aus Chemiker und Geograph) ist hier besonders Hans-Dieter Haas zu nennen. Sie hatten als Autodidakten sicher größere Schwierigkeiten, sich im Kontext der Wirtschaftswissenschaften Gehör zu verschaffen, aber sie hatten dank ihrer anders gearteten Sozialisation auch einige Vorteile, was das Aufspüren neuer Forschungsfragen oder das Ablegen (bzw. erst gar nicht Anlegen) von fachinternen Scheuklappen anbetrifft.

Hans-Dieter Haas hatte in dieser Beziehung sicher einen besonders langen und keineswegs einfachen Weg zurückzulegen. Seine Dissertation über die Industrie in Nordostwürttemberg fertigte er am Lehrstuhl von Karl-Heinz Schröder in Tübingen an, von dem er für seine wirtschaftsgeographischen Interessen kaum intensivere Förderung oder Hilfestellung erwarten durfte. Die Habilitationsschrift zu den „Industrialisierungsbestrebungen auf den Westindischen Inseln“ wurde im Umfeld seines folgenden Mentors Helmut Blume angefertigt, der den

Lehrstuhl für Physische Geographie, also naturwissenschaftliche Geographie, innehatte. Blume lenkte allerdings die Interessen des jungen Assistenten auf die Karibik, deren Faszination er seit jener Zeit treu geblieben ist.

Wirtschaftsgeographie war, seit ich dies als junger Assistent verfolgt habe, immer deutlicher durch lebhaftere, kontroverse konzeptionelle Diskussionen geprägt als andere Teildisziplinen der Geographie. Den Rahmen hierzu lieferte seit den frühen 1980er Jahren der Arbeitskreis Industriegeographie mit seinen jährlichen Meetings in Reinhausen bzw. später in Eschwege, sowie die Treffen zur Wirtschaftsgeographie in Rauischholzhausen. Aus der „deutschen Einsamkeit“ geographischer konzeptioneller Diskurse, welche in der Wirtschaftsgeographie niemals so ausgeprägt waren wie in anderen Teilgebieten der Humangeographie, führten auch eine ganze Reihe der Hettner Lectures in Heidelberg, u.a. mit Michael Storper und David Harvey in den 1990er Jahren oder jüngst mit Harald Bathelt und Edward Malecki. Deziert kapitalismuskritische, linke Positionen à la Harvey oder Neil Smith konnten in Westdeutschland allerdings schon aus innenpolitischen Gründen nie Fuß fassen. Gleichwohl haben Harveys Ausführungen in der Hettner Lecture unter dem Titel „Spaces of neoliberalization“ über „accumulation by dispossession“ angesichts der jüngeren Entwicklungen auf den Finanzmärkten eine hohe Aktualität.

Der in der deutschen Wirtschaftsgeographie dominierende Denkstil der Raumwirtschaftslehre mündete seit Anfang der 1990er Jahre in eine neue Heterogenität und Diversität der Forschungsansätze, nicht zuletzt ausgelöst durch den Zusammenbruch der staatswirtschaftlichen Systeme in Osteuropa. Probleme der Transformation staatssozialistischer Wirtschaften waren eng mit umfassenden gesellschaftlichen Transformationen und der Transformation von Politiksystemen verknüpft; damit rückte das soziale und institutionelle Umfeld in den Blick, und die ursprünglich von „linken“ Ökonomen zur Erklärung regelhafter Krisen des Kapitalismus entwickelte Regulationstheorie gewann einige Prominenz. Transformationsforschung wurde zu einem heuristischen Arbeitsbegriff, wobei allerdings häufig unklar blieb, was eigentlich wirtschaftstheoretisch darunter verstanden wurde: eine „nachholende“ Entwicklung im Sinne modernisierungstheoretischer Vorstellungen oder Aufbau von Abhängigkeitsbeziehungen im Sinne eines „peripheren Kapitalismus“ oder was sonst.

Zur neuen Diversität der Wirtschaftsgeographie in den 1990er Jahren trug die Diskussion um alte und neue Institutionen, die evolutionsökonomische Debatte, welche die Pfadabhängigkeit von Entwicklungen in den Blick nahm sowie besonders die Perspektive einer relationalen Wirtschaftsgeographie bei. Globalisierung bedeutete eben nicht das „Ende der Geographie“, den durchgehenden Wechsel von einem „space of places“ zu einem „space of flows“ (Castells, 1999), sondern vielmehr die Entwertung oder aber Inwertsetzung spezifischer räumlicher Cluster. Die Analyse standortspezifischer Vorteile, das ökonomische Handeln in Netzen, die Bedeutung nicht kodifizierten Wissens, die Frage nach räumlicher Nähe beim unternehmerischen Handeln, „local buzz“ etc. wurde zu einem wichtigen, mitunter auch überschätzten Thema. Das ist heute allerdings nicht mein Gegenstand, im Aufsatz von Schamp 2007 oder in den Beiträgen der Rauischholzhausener Diskussion von 2003 ist dies ja alles nachzulesen.

Eine besonders schwere Herausforderung an die Mainstream-Wirtschaftsgeographie scheint das zu sein, was man als kulturelle Geographien der Ökonomie oder allgemeiner als „neue Kulturgeographie“ bezeichnen kann, ein recht unglücklich gewählter Begriff, denn ein Paradigma, das es seit Jahren gibt und das nach Meinung nicht weniger Autoren bereits auf dem absteigenden Ast sitzt, kann schwerlich als neu bezeichnet werden.

„Neue“ Kulturgeographie als Begriff scheint zunächst in hohem Maße geeignet, die „community of human geographers“ zu polarisieren, wie die Rezensionen auf einen von uns vor einiger Zeit herausgegebenen Reader zeigen. Während ein Rezensent in der Geographischen Rundschau von einem „*spannenden Einblick in eine höchst lebendige Disziplin*“ (Geographische Rundschau, 2/2005) schreibt und in der „Erde“ ein „*gleichermaßen facettenreiches und anregendes Panoptikum unterschiedlicher Themenfelder und Herangehensweisen*“ (Die Erde, 2/2003) ausgemacht wird, spricht Helmut Klüter in den „Berichten zur deutschen Landeskunde“ von einer „*übertünchten Bark des fliegenden Holländers, der als Wiedergänger seit alten Zeiten periodisch die gesamte Schifffahrt heimsucht*“ (Berichte zur deutschen Landeskunde, 1/2005).

Ich glaube, solche kritischen Einschätzungen beruhen auf einem Missverständnis. Es geht nicht um das, was in der anglo-amerikanischen Geographie mitunter als „cultural geography“ bezeichnet wird, also um eine Art „soft research“ von Wohlstandsphänomenen postmoderner westlicher Gesellschaften, um eine gleichsam freischwebende, dematerialisierte Geographie ohne die materielle Substanz ihrer Gegenstände im Alltag, es geht nicht um Wohn- und Esskultur, Unternehmenskulturen, Kulturbanausen oder das „flagship development“ einer kulturellen Ökonomie der unternehmerischen Stadt. Es geht generell nicht darum, nun über „Kultur“ all das zu deklinieren, was früher über Gesellschaft oder Wirtschaft differenziert wurde, es geht auch nicht um ein methodisches und konzeptionelles „Wischiwaschi“, um eine letztlich unwissenschaftliche anything-goes-Perspektive.

Ausgangspunkt sind weniger die „feinen Unterschiede“ postmoderner Konsumentenkulturen als die „groben“ Unterschiede postkolonialer Weltbilder, die Instrumentalisierung von Kultur (und kultureller Ein- und Ausgrenzungen) in Auseinandersetzungen um Macht und Raum. Aufgabe der neuen Kulturgeographie ist die Kritik und Dekonstruktion der vielfältigen „Kulturalisierungen“ in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, wie wir sie auf globaler Ebene vielleicht am eindeutigsten in der Rede vom „clash of civilizations“ finden können, in der Deutung ökonomischer, gesellschaftlicher und politischer Auseinandersetzung als „Kampf der Kulturen“. Außerdem geht es um die Dekonstruktion all der anderen Verräumlichungen auf verschiedenen Ebenen, mit denen Menschen in das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit gesperrt werden. Als ich jüngst mit einem Flugzeug der libanesischen Gesellschaft MEA von Beirut kommend in Frankfurt gelandet war, konnte man sich der Folgen solcher räumlichen Zuschreibungen in schönster Pracht vergegenwärtigen: einzeln hatten wir Fluggäste an der hinteren Ausstiegs Luke den Jüngelchen vom Bundesgrenzschutz entgegenzutreten, in deren Wahrnehmung wir wohl alle potentielle Terroristen darstellten.

Wir sollten uns klarmachen, dass auch in der Wirtschaft und in der Lehre der Wirtschaftsgeographie vieles „kulturalisiert“ ist. „*How to study the economic as a cultural formation*“ lautet mit Nigel Thrift (2000) die Ausgangsfrage kultureller Geographien der Ökonomie, die verschiedene Konstruktionen des Ökonomischen als Teil konkurrierender Repräsentation der Wirklichkeit betrachtet. Insbesondere Marc Boeckler und Christian Berndt weisen darauf hin, dass ökonomische Weltzugänge grundlegend kulturalisiert sind, beispielsweise der neoklassische „homo oeconomicus“ in den Zusammenhang abendländischen Denkens von der Autonomie des Subjekts gestellt werden kann. Die „marktmäßige“ Gestaltung der Welt, die Umgestaltung der Welt im Prozess der Globalisierung nach technosozialen Modellen neoliberaler Gesellschaftsbilder kann als kulturelles Projekt ersten Ranges begriffen werden, gegen das aber auch vielfältige Widerstände von unten erwachsen (Attac etc.). Märkte stellen in diesem Verständnis soziotechnische Arrangements dar, sie sind gleichsam situierte Kontexte, in denen nur bestimmte Handlungslogiken zugelassen sind.

Wirtschaftliches Handeln kann gleichwohl weltweit durchaus nach unterschiedlichen Logiken ablaufen; ein gerade bei Ökonomen beliebtes Beispiel ist die Anbahnung von Vertrauen, „guanxi“, bei Geschäftskontakten mit chinesischen Unternehmen. Rent-seeking in den ölfördernden Staaten des Vorderen Orients sowie bei den von ihnen abhängigen „Semirentiers“ mit all den daraus resultierenden ökonomischen Verwerfungen ein weiteres. Peter Lindner hat in seiner Habilitationsschrift gezeigt, welche Praktiken sich hinter dem Privatisierungsdiskurs in russischen Kolchosen nach der Wende tatsächlich verbergen, Christian Berndt hat gezeigt, wie westliche Firmenideologie und Leitbilder globaler Konzerne in mexikanischen Maquiladores durch die Belegschaften kreativ unterlaufen werden. Handlungslogiken in Produktionsketten des informellen Sektors in Drittweltstaaten zu verstehen erfordert einen kulturgeographischen Zugang.

Auch in einem engeren Sinn ist der Zusammenhang von Kultur und Ökonomie durchaus von Interesse. Schon vor fast 10 Jahren hatten Eike Schamp und ich auf dem Hamburger Geographentag eine Fachsitzung zur „neuen Marktgeographie“ durchgeführt, in der es um die vernachlässigte Schnittstelle zwischen Produzenten und „postmodernen“ Konsumenten in der Wirtschaftsgeographie ging. Im Zeitalter globaler Waren- und Konsumströme vermischen sich auch die Felder von Ökonomie und Kultur immer mehr. Die Vorstellung westlicher Lifestyle-Gesellschaften, in denen Konsum längst nicht mehr nur über den materiellen Wert von Waren, sondern in starkem Maße über deren symbolisch-kulturelle Verknüpfungen befördert wird, gilt mittlerweile ebenso für die Wohlstandseliten überall auf der Welt. Vor dem Hintergrund, dass mit Konsumvorstellungen auch immer Images und Lebensstilentwürfe verkauft werden, ist dies gleichzeitig Ausdruck der Ausbreitung westlich-moderner Wertvorstellungen und Lebensentwürfe. Die weltweite Ausbreitung der Marktmacht global operierender Konzerne und die Globalisierung von kulturellen Deutungsmustern bedingen sich also gegenseitig. Kultur und Ökonomie vermischen sich aber nicht nur im Bereich der Vermarktung von Produkten. Ein breites Forschungssegment wirtschaftsgeographisch orientierter Neuer Kulturgeographie widmet sich mit der Untersuchung von „kulturellen Ökonomien“ auch den Produktionsbedingungen und den damit verknüpften Machtbeziehungen und Abhängigkeitsverhältnissen. Dazu gehören aus Sicht einer politisch engagierten Forschung z.B. auch Aspekte wie die Untersuchung der Schnittfelder zwischen globalen Produktions- und Ausbeutungsbeziehungen und regionalen Arbeits- und Protestpotenzialen.

Gerade die aktuelle Situation auf den Finanzmärkten der Welt zeigt, dass auch ökonomische Diskurse zeitgebunden sind, dass sie „shiften“. Wer hätte es noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten, dass ein leibhaftiger deutscher Wirtschaftsminister wichtige Wahrheiten in den Schriften von Karl Marx entdeckt oder über eine Verstaatlichung von Banken nachgedacht wird.

Das ist vor allem in konzeptioneller Hinsicht mit „neuer“ Kulturgeographie gemeint: wirtschaftliche Phänomene nicht per se für gegeben anzusehen. Neue Kulturgeographie ist in diesem Sinne eine anti-essentialistische Perspektive, ein konstruktivistischer Blick auf die zu untersuchenden Phänomene, es geht um eine Sichtbarmachung oft unhinterfragt naturalisierter bzw. als „taken-for-granted“ angenommener Formen und Regeln gesellschaftlichen Zusammenlebens, um die Dekonstruktion des vermeintlich Offensichtlichen. Machtvolle und in diesem Sinne „herrschende“ gesellschaftliche Konventionen, Narrativen oder Diskurse, die in oft subtiler Art und Weise die Strukturen der Gesellschaft rahmen, sollen in ihrem Wirken transparent gemacht werden.

Kulturelle Geographien der Ökonomie wollen in diesem Verständnis nicht eine andere Wirtschaftsgeographie postulieren, sondern es handelt sich um ein „Erweiterungsangebot“ an die

Wirtschaftsgeographie. Es geht sicher nicht darum, wieder eine Wirtschaftsgeographie jenseits der Wirtschaftswissenschaften zu postulieren, daran hatte die alte Wirtschaftsgeographie vor 1969 gekrankt. Mein Plädoyer ist schlicht, in der Wirtschaftsgeographie gesellschaftswissenschaftliche Ergänzungsangebote der übrigen Humangeographie kreativ zu nutzen und damit eine gegenüber den Wirtschaftswissenschaften eigenständige und innovative Position aufzubauen, statt sich immer nur primär an den Leitdiskursen der Ökonomie zu orientieren.

Eine der Stärken der Humangeographie war immer ihre Kompetenz in empirischer Auslandsforschung. Humangeographie als Wissenschaft vom kulturell Fremden, oder besser gesagt: von verschiedenartigen kulturellen Praktiken. Diese Kompetenz sollte auch für empirische wirtschaftsgeographische Arbeiten genutzt werden. Klassische Spatial Analysis mit ihrem immer gleichen Set an quantitativen Analyse- und Auswertungsmethoden wird hier mitunter etwas blind, sie produziert für fremdartige Kontexte nicht selten recht eigenwillige Erzählungen, weniger freundlich formuliert „Artefakte oder Glasperlenspiele“, insbesondere wenn beispielweise Befragungen in Südost- oder Ostasien auch noch durch angeheuerte Dienstleister oder Subunternehmer durchgeführt und die Befunde dann am heimischen Computer entwickelt werden. Mag dies noch für globalisierte Großunternehmen funktionieren, für den zahlenmäßig viel bedeutenderen low tech-Sektor, die informelle Wirtschaft und ihre spezifischen Produktions- und Vermarktungsketten braucht es einen anderen Zugang.

In einer Phase, in der in der deutschen Wissenschaftslandschaft um knappe Ressourcen gestritten wird und der neoliberale Leitdiskurs, der in Politik und Gesellschaft längst kritisch hinterfragt wird, an den Universitäten noch fröhliche Urstände feiert, in einem Diskursklima immerwährenden Wettbewerbs, in dem Exzellenz gesucht, Leuchttürme zum Leuchten gebracht und wissenschaftliche Vernetzungen in alle Richtungen gefordert, Kernkompetenzen herausgestellt und wissenschaftliche Profile geschärft werden sollen bis sie aussehen wie der Kopf von Michael Jackson, in einer solchen Situation sind konzeptionelle Diskurse immer auch disziplinpolitische Debatten mit Folgen für die Entwicklung der Fächer an den Universitäten. Gerade Ludwig Schätzl hat als langjähriger Präsident der Universität Hannover mehrfach mit Nachdruck auf einige zentrale Schwierigkeiten des Faches Geographie hingewiesen, seine wissenschaftlichen Kernkompetenzen zu identifizieren, eine kritische Masse wissenschaftlicher Kompetenz im Hinblick auf interdisziplinär vernetzte Projekte zu entwickeln und sich damit an wesentlicher Stelle bei der Profilbildung der Hochschulen zu positionieren. Diese Diagnose ist sicher richtig, die Tatsache, dass die Geographie bei der Nicht-Einzelförderung der DFG, also Schwerpunktprogrammen, Forschergruppen, Sonderforschungsbereichen deutlich unterpräsentiert ist, spricht in dieser Beziehung Bände.

Kulturelle Geographien der Ökonomie habe ich Ihnen als ein Erweiterungsangebot an die Mainstream-Wirtschaftsgeographie vorgestellt, als Wechsel des Blickwinkels, als Möglichkeit, die Dinge anders und neu zu sehen. Die Frage in disziplinpolitischer Hinsicht ist, ob solch ein Angebot gebraucht wird, oder ob es eher schädlich ist. Die Antwort von Ludwig Schätzl ist hier recht eindeutig: er hält eine verstärkte Hinwendung zu politologischen, soziologischen, umweltwissenschaftlichen, kulturellen und feministischen Fragestellungen für unnötig oder schädlich, da die Mainstream-Wirtschaftsgeographie hohe studentische Nachfrage, gute Berufschancen der Absolventen sowie Erfolge im Wettbewerb um Drittmittel aufweist. Seine Empfehlung: Konzentration auf die Kernkompetenz der Wirtschaftsgeographie, i.e. Untersuchung des räumlichen Strukturwandels der Wirtschaft auf unterschiedlichen Maßstabsebenen und enge Kooperation mit den Wirtschaftswissenschaften.

Ich teile hinsichtlich der Diagnose die Meinung von Ludwig Schätzl, hinsichtlich der Therapie bin ich aber eher skeptisch. Die von ihm skizzierten Beispiele für Kernkompetenzen wie

Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, Schwerpunktverschiebung von der industriellen Massenproduktion zur flexiblen Produktion und Spezialisierung, Zunahme der supranationalen Integration, Übergang zu einer ökologischen Modernisierung der Wirtschaft etc. sind nicht so trennscharf, um nach außen hin eine eigenständige Wirtschaftsgeographie zu signalisieren. Im Kontext des Spatial Turn haben sich ja auch klassisch raumblinde Disziplinen wie Soziologie, Politologie und Wirtschaftswissenschaften inzwischen einen differenzierteren Umgang mit räumlichen Differenzen sowie räumlichen Chiffren (Raumkonstruktionen) angeeignet. Gerade an wirtschaftswissenschaftlichen Institutionen mit großem Selbstbewusstsein wie der Universität Mannheim wird man, wie ich im Kontext von Berufungskommissionen mehrfach erleben konnte, gerne mit dem Argument konfrontiert, solche Fragen könne ja nun auch ein Volkswirt mit erledigen, was sei es denn, was die Wirtschaftsgeographen darüber hinaus anzubieten hätten. Konzeptionelle und inhaltliche Umarmungen von Seiten der Wirtschaftsgeographie führen hier nicht selten zu unerwünschten Vereinnahmungen, zumindest bei der nächsten Neuberufung. Ich denke, nicht Anbiederung, sondern Ergänzung ist die Perspektive. Wirtschaftsgeographen/innen sollten die ihnen in ihrer spezifischen wissenschaftlichen Sozialisation zugewachsenen Chancen und Ideen nutzen.

Gerade Hans-Dieter Haas ist hierfür ein exemplarisches Beispiel. Er konnte im Rahmen seiner langjährigen Tätigkeit in der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre in München eine Reihe von innovativen Forschungsfeldern aufbauen, auf die ein Betriebswirt, aber auch ein volkswirtschaftlich sozialisierter Wirtschaftsgeograph zum jeweiligen Zeitpunkt nicht unbedingt gekommen wäre. Erinnert sei hier nur an seine Arbeiten seit den 1970er Jahren zur Abfallwirtschaft oder die jüngeren Arbeiten zur Umwelt- und Ressourcenökonomie oder zu Rahmenbedingungen, Akteuren und räumlichen Prozessen der internationalen Wirtschaft. Arbeit mit geographischen Informationssystemen, Studien zur Immobilienwirtschaft sowie die Geographie als Fach so faszinierend machende Auslandsexkursionen kommen hinzu. All dies hat einen klaren Raumbezug und wirtschaftsgeographischem Fokus.

Seit dem Wintersemester 2006/2007 sind nun alle drei Teilgebiete der Geographie (Sozial-, Wirtschafts- und physische Geographie) in München unter dem Dach der LMU vereint. Ob für die Wirtschaftsgeographie eine Einbindung in eine auch naturwissenschaftlich orientierte Fakultät eher nützlich oder schädlich ist, möchte ich an dieser Stelle nicht entscheiden; in München wurde die Auseinandersetzung um die organisatorische Aufstellung der verschiedenen Geographien ja mit erheblichen Emotionen geführt. Der Diskurs über Geographie als Gesellschafts-Umweltforschung ist in jedem Fall ein weites, häufig eher theoretisch denn mit praktischer empirischer Forschung gefülltes Feld. Die Zukunft wird erweisen müssen, ob die heute häufig praktizierte Einbindung der Geographie in geowissenschaftliche Fakultäten neue Perspektiven erschließt, oder ob es bei einer ungeliebten Zwangsgemeinschaft bleibt, bei der besonders die Wirtschaftsgeographie in „schlechte Gesellschaft“ geraten ist.

Als inzwischen eher außenstehender Betrachter der Wirtschaftsgeographie kann und will ich auch nicht entscheiden, ob das Erweiterungsangebot der neuen Kulturgeographie im universitären Wettstreit der Disziplinen ein eher nützliches oder schädliches Angebot an die Wirtschaftsgeographie darstellt. Die neu besetzen, mit unterschiedlichen „Wirtschaftsgeographien“ aufgestellten Institute in Hannover und Frankfurt werden es möglicherweise in Zukunft erweisen.

Derzeit ist wohl einerseits zu konstatieren, dass die Zahl überzeugender empirischer Einlösungen kultureller Geographien der Ökonomie, von einzelnen Studien abgesehen, noch recht überschaubar ist. Andererseits lässt sich eine sehr deutliche Abstimmung mit den Füßen beobachten, was das Gesamtgebiet einer „neuen“ Kulturgeographie anbetrifft. Jede der bisher

von uns durchgeführten Tagungen hierzu hat ein überwältigendes Interesse vor allem bei jüngeren Geographen/innen hervorgerufen, mit meist über 100 Teilnehmern/innen und inzwischen weit über 100 Vorträgen in den letzten fünf Jahren. Das ist sozusagen eine Entscheidung vom Markt her, und eine solche Entwicklung wird man ebenso wenig zurückdrehen können wie man Zahncreme wieder in die Tube bekommt, ob man das nun will oder nicht. Und so gilt wohl auch hier das schöne chinesische Sprichwort, das Ludwig Schätzl an das Ende seines Beitrags 2003 gesetzt hatte: „wenn der Wind des Wandels weht, sollte man nicht Mauern, sondern Windmühlen bauen.“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.